

«Dann können die Bilder Kunst sein»

Die Fotografin Michelle Aimée Oesch hat einen Blick für das Design der Natur

NILS PFÄNDLER

Knochen, Zähne, Präparate: Was Michelle Aimée Oesch vor die Linse kommt, ist meistens schon tot. Seit sechs Jahren arbeitet die 32-Jährige als wissenschaftliche Fotografin an der veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Zürich. Mittlerweile hat sie sich an den Anblick von Blut und Kadavern gewöhnt. Mehr noch: Sie hat ein Auge dafür entwickelt, wie die Schönheit der natürlichen Objekte ins Zentrum zu rücken ist. Der Design-Leitsatz «form follows function» sei überall in der Natur anzutreffen, sagt Oesch. Die Überwältigung ob der perfekten Formen stelle deshalb jeglichen Ekel in den Hintergrund.

In ihren Bildern entsteht eine Ästhetik, die diese Perspektive dem Betrachter vermittelt. Von Kunstfotografien unterscheiden sich ihre Aufnahmen oft nur durch den Kontext. Sprich: Weil sie in Lehrmitteln und wissenschaftlichen Publikationen und nicht im Museum zu sehen sind. Wenn Oeschs Bilder beim Wissenschafts-Festival «100 Ways of Thinking» in der Zürcher Kunsthalle aufliegen, werden diese unsharp Grenzen weiter verwässert. «Dann können die Bilder Kunst sein», sagt die Fotografin. Der produktive Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft ist für

sie zentral. Es sollen neue Fragen aufgeworfen werden. Künstler brauchten in ihrer Arbeit oft wissenschaftliche Methoden, sagt Oesch. Dass Wissenschaft in einen künstlerischen Kontext gestellt werde, sei heutzutage aber selten. Die Renaissance, die von einer Einheit des Wahren und Schönen, von Wissenschaft und Kunst ausging, ist längst vorbei.

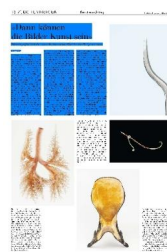
Oesch wollte als Kind Archäologin werden, fand über die Bilder in «National Geographic»-Magazinen aber einen Zugang zur Fotografie. Nach dem Studium an der Zürcher Hochschule der Künste und an der RMIT University in Melbourne gelangte sie eher zufällig an die Vetsuisse-Fakultät. Anfangs sei sie überrascht gewesen, wie wenige Vorgaben und Richtlinien es in der wissenschaftlichen Fotografie gebe, sagt die Sarganserländerin. Dadurch wurde sie gezwungen, ihre Arbeit kreativ anzugehen, selber Lösungen zu suchen und eine eigene Bildsprache zu entwickeln. Heute fotografiert sie in enger Zusammenarbeit mit den Forschenden. Je nach Zweck sei der Freiraum grösser oder kleiner. Bei forensischen Aufträgen oder wenn Fotos Beweise für Studien liefern müssen, sei eine Nachbearbeitung beispielsweise tabu.

Mit ihrer Arbeit bewegt sich Oesch in einer langen Tradition der bildlichen

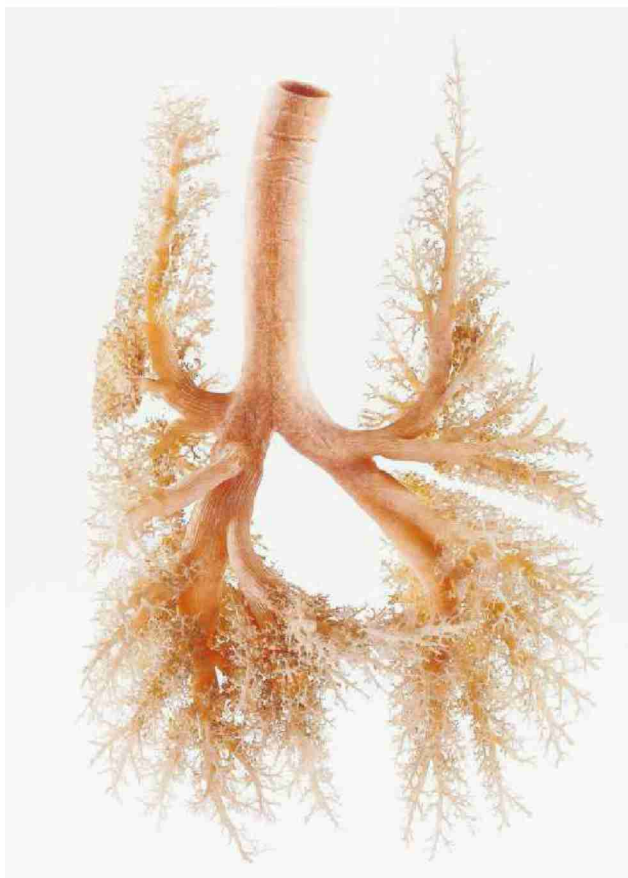
Darstellung von Wissenschaft. Bereits die Linsen der ersten Kameras wurden auf Tiere gerichtet. Der Fotograf Eadweard Muybridge gilt dank seiner Serienaufnahme eines galoppierenden Pferdes von 1872 als Pionier der Filmgeschichte. An der veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Zürich war bereits im frühen 20. Jahrhundert ein Illustrator angestellt, der aufgrund seiner Technik-Affinität auch professionell fotografierte.

Seit diesen Anfängen der wissenschaftlichen Fotografie hat sich sowohl die Kameratechnologie als auch die Wissenschaft massgeblich verändert. Heute sei die Qualität von Fotos in Forschungspublikationen aber trotz allen technischen Neuerungen oftmals unzureichend, sagt Oesch. Solche Bilder schaden dem Gesamtbild einer Institution und könnten die Glaubwürdigkeit einer Studie infrage stellen.

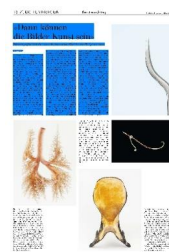
Auf der anderen Seite erkennt die Fotografin trotz der vorherrschenden Bilderflut einen grossen gesellschaftlichen Nachholbedarf an Bildkompetenzen. Eine Sensibilisierung und eine gewisse Skepsis gegenüber Fotografien sollten bereits in der Schule gefördert werden, ist Oesch überzeugt. «Die Welt braucht bessere Bilder und Leute, die Bilder besser lesen können.»



Kunst hat die Stärke, eine neue Sicht auf bekannte Dinge zu ermöglichen. Die Aufnahmen der wissenschaftlichen Fotografin Michelle Aimée Oesch entfalten oft dieselbe Wirkung. Es sei das schönste Lob, wenn ein Professor sage, er habe durch eine ihrer Aufnahmen einen anderen Blick auf sein Forschungsobjekt gewonnen, sagt Oesch. Die intensive Auseinandersetzung, die durch ihre Fotografien zustande kommt, lässt aber auch die Schönheit der Objekte zutage treten – selbst in Gebrauchsgegenständen wie dieser Aufrichtzange, die von Hufschmieden zum Beschlagen von Pferden gebraucht wird. Erst in diesem künstlichen Kontext wird die vollendete Form des feingliedrig geschwungenen Metalls sichtbar. Die zwei Zangenbacken verlaufen in perfekter Symmetrie, sind zunächst eckig, danach abgerundet und enden abgeflacht in den schimmernden Spitzen. (Bilder: Michelle Aimée Oesch / Vetsuisse-Fakultät, UZH, 2018)



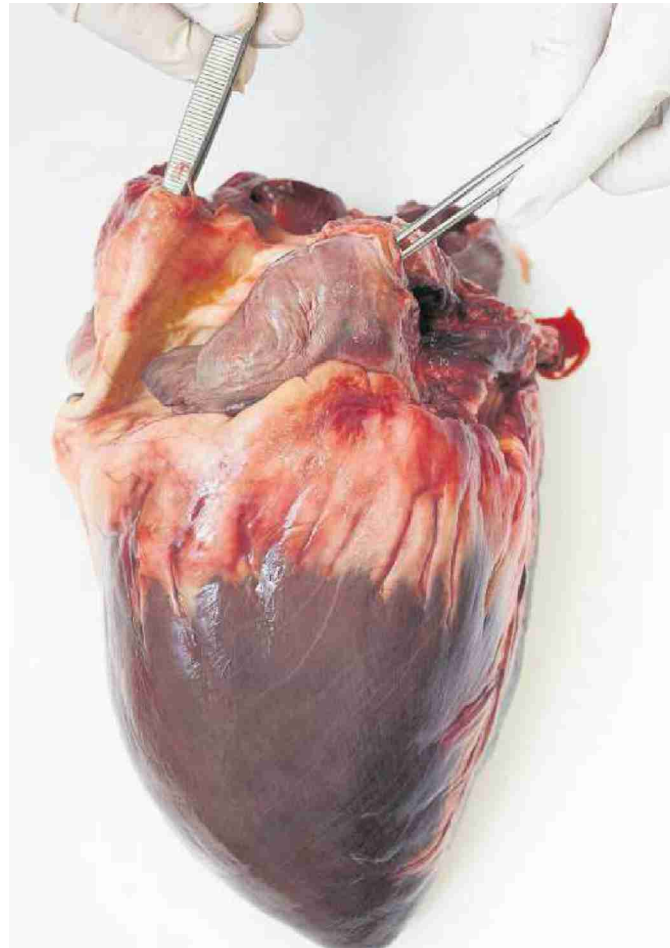
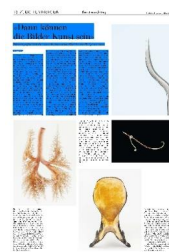
Es gebe immer wieder Momente, in denen sie völlig hin und weg sei vom Design der Natur, sagt Michelle Aimée Oesch von der Vetsuisse-Fakultät. So auch bei diesem Lungenbaum eines Hundes, der als Korrosionspräparat die feinen Strukturen und Verästelungen des Organs offenbart. Bei solchen Objekten gelte es, genau hinzuschauen und sie ins rechte Licht zu rücken. «Man kann fast nichts falsch machen», sagt die Fotografin. «Die Natur ist schon perfekt.» Die Ästhetik steht für sie zwar nicht im Vordergrund, sondern der Zweck. Im Umkehrschluss bedeutet dies aber: Wenn ein Foto gelungen ist, ist es auch schön. «Je nach Zweck habe ich mehr Spielraum», sagt Oesch. Manchmal müsse sie sich eingestehen, dass bei einem Bild die Ästhetik im Vordergrund stehe. Solche Fotografien behält sie dann für sich.



Das Bild rechts zeigt die tragische Liebesgeschichte zweier Lungenwürmer. Mit zahlreichen Artgenossen wurden die beiden Parasiten aus dem Magen eines Hundes entfernt. In einer mit Ethanol gefüllten Petrischale gelangten sie ins Fotostudio. Dort zupfte Oesch die Lungenwürmer mit einer Pinzette auseinander, um sie einzeln abzufotografieren. Zwei Exemplare liessen sich aber nicht trennen: ein kleinerer männlicher Wurm und ein besonders schönes Weibchen. Dank der Hintergrundbeleuchtung wird der spiralförmige rote Darm in ihrem rund einen Zentimeter langen Körper gut sichtbar. Vor Oeschs Linse spielte sich eine mikroskopisch kleine Romeo-und-Julia-Szene ab. Im Todeskampf im Ethanolbad wickelte sich das Männchen um das Weibchen – ein Verhalten, das auch bei der Paarung zu beobachten ist.



Anatomie werde schnell sehr ästhetisch, sagt Oesch. Das trifft auch auf diesen Pferdesattel zu. Der sogenannte Sattelbaum ist der stabilisierende Kern eines Reitsattels, an dem Leder und Polster befestigt werden, so dass der Sattel dereinst möglichst genau auf den Rücken eines Pferdes passt. Damit wird das Konstrukt zum dreidimensionalen Gegenstück einer natürlichen, anatomischen Form. Die Aufnahme ist Teil einer Bilderserie in einem Lehrmittel über Pferdegesundheit. Im Vorfeld solcher Arbeiten stellt Oesch zunächst viele Fragen: Was ist wichtig? Was muss sichtbar sein? Was soll hervorgehoben werden? Um die verschiedenen Modelle mit ihren unterschiedlichen Formen, Materialien und Grössen abzubilden, wählte die Fotografin eine nüchterne Darstellungsform, welche die wohlgeformte Gestalt des Holzkonstrukts betont.



Diese Aufnahme eines Pferdeherzens entstand ursprünglich als Grundlage für eine wissenschaftliche Illustration. In einer Bilderserie dokumentierte Oesch die schrittweise Zerlegung des Organs, um die einzelnen Teile und ihre Funktionen sichtbar zu machen. Die zwei Hände, die, in weissen Handschuhe gehüllt, die Pinzetten halten, gehören einem Professor der veterinärmedizinischen Fakultät. Er bearbeitet das tote Gewebe am Institut für Veterinärpathologie. Das Frischpräparat hebt sich mit seiner blutroten Muskelmasse, den tiefen Falten und Furchen ab vom glatten, weissen Hintergrund. Das Herz wird zum Objekt. Das Bild weckt Neugier, Faszination, Ekel. Es oszilliert je nach Kontext zwischen Dokumentation und Kunst. «Ich kann die Realität nicht abbilden», sagt Oesch. «Aber ich kann mich ihr annähern.»



Was im Auge eines Laien aussieht wie die Landkarte einer Inselandschaft, ist in Wirklichkeit der Querschnitt eines Pferdezahns. Mit einem diamantbeschichteten Sägeblatt fertigten die Forscher einen zirka einen Millimeter dicken Sägeschnitt und klebten ihn auf einen Objektträger. Mit einer Mikrotomfräse wurde das Präparat schliesslich auf eine Dicke von rund 500 Mikrometern gefräst und blau eingefärbt. Nicht nur die Herstellung des Präparats ist kompliziert, sondern auch dessen Abbildung. Sie sollte weder Schatten noch Spiegelungen enthalten. Michelle Aimée Oesch hat dafür eine spezielle Technik entwickelt: Statt mit einer Kamera hat sie die Struktur des Backenzahns mit einem Scanner aufgenommen – ein Vorgehen, das sich bewährt und bereits Nachahmer gefunden hat.